

Zeitschrift: An die zürcherische Jugend auf das Jahr ...
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft in Zürich
Band: 45 (1843)

Artikel: Die zoologische Sammlung
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-386779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

An

die Zürcherische Jugend

auf das Jahr 1843.

Von

der Naturforschenden Gesellschaft.

LXV. Stück. (v. R. Idem)

Die zoologische Sammlung.

Was bedeutet das Zuströmen von Alt und Jung, von Landbewohnern und Städtern, in diese den Gegenständen der Natur gewidmeten Säle? Was zieht die Menge dahin? Doch wohl der Wunsch, die hier zusammen gestellten Thiere zu sehen. Seid uns willkommen, wenn nicht bloße Neugierde euch hierher bringt. Zum genauen Betrachten ist aber dieser Tag nicht geeignet und eben so wenig die Jahreszeit. Wenn ihr euch mit den Gegenständen der Sammlung näher bekannt machen wollt, so kommt im Sommer, wo euch jeder Donnerstag Nachmittag der Zutritt geöffnet ist. Dann könnt ihr ruhig alle die hier gesammelten Gegenstände betrachten. Auf der einen Seite die Vögel mit ihren anziehenden Gestalten und herrlichen Farbenpracht des Gefieders. Hier den mächtigen Greifgeier der amerikanischen Inden, neben dem Adler und dem räuberischen Lämmergeier der heimischen Alpen mit der ganzen Familie

der Tagraubvögel und der nächtlichen Eulen; dort die ganze Schaar der Schwimmvögel, vom Pelikan und dem Schwane an bis zu den Enten, Möven und Pinguinen; in einem andern Kasten die Hühnerarten, den Pfau mit dem glänzendsten Gefieder, den Goldfasan, den indischen Argus und das glänzende Prachthuhn des Himalaja; weiterhin das Heer der sanften Tauben mit lieblichen Farben; die Paradiesvögel Neuguinea's, den Leierschwanz Neuhollands, die bunten Papageien, die bescheidene Nachtigall und die mit den Farben aller Edelsteine prangenden Colibris. Diesen kleinsten Vögeln im Gegensatz die Strauße und Caspäre Amerika's, Neuhollands und Asiens, die langbeinigen Flamingo's und Reiher. Wollt ihr sie alle kennen lernen, so müßt ihr oft kommen.

Wendet ihr euch auf die andere Seite, so seht ihr Säugethiere aus allen Ländern der Erde. Das Rennthier und den Polarbär friedlich neben der flüchtigen Antilope der afrikanischen Wüste, die menschenähnlichen Langarmaffen und die häßlichen Paviane, die Beuteltiere Amerika's und Neuhollands, das sonderbare Schnabelthier und die munteren Sichhörnchen. Alles in buntem Gewimmel und doch geordnet, wie der Platz es gestattet. Im Sommer könnt ihr auch die andern Säle besuchen und die Schlangen, Fische und Conchilien betrachten.

Zu etwas näherer Betrachtung wählen wir für diesmal die beiden Gattungen der Ragen und Hunde aus, und begleiten euch bei der Wanderung durch den Saal.

Rechts an der Wand stehen die großen Ragenarten. In die Augen fällt sogleich ein Löwenpaar. Zwar ist dieser König der Thiere noch nicht mit seinem merkwürdigen Haarschmuck versehen, jener Mähne, welche dem männlichen Löwen ein eben so furchtbares als ehrwürdiges Ansehen gibt; diese kommt erst im Alter hervor, und unser Männchen ist noch jung und die Mähne erst im Keimen; aber schon bemerkt man leicht den Abstand zwischen ihm und der Löwin. Neben diesem Paar ist auch ein junges von kaum einigen Tagen, welches ganz gefleckt ist, was sich nachher verliert. Erlaubte es der Raum, der diesen Jahresblättern zugemessen ist, wie Vieles könnte man über dieses merkwürdige Thier erzählen, welches durch seine Größe, seine Stärke und seinen Muth von jeher die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zog und als Sinnbild der Stärke aufgestellt wurde. Wer den Löwen bezwang, wurde als ein Gott verehrt. Einst bewohnten Löwen selbst die wärmern Theile Europa's; Macedonien und Griechenland nährten Löwen und Asien hegte sie in Menge; Simson und David waren Löwenbezwinger, wie der heidnische Herkules. Jetzt ist er nur noch ein Schrecken der afrikanischen Wüsten; die Feuerwaffen haben ihn von den menschlichen Wohnungen entfernt und seltener gemacht. Nicht weit von ihm, in der andern Ecke des Kastens, steht der gestreifte asiatische Königstiger. Eben so mächtig und kräftig, als der Löwe, aber tückischer und blutdürstiger, als dieser, ist er das Schrecken und die Plage Asiens; er fürchtet weder Menschenblick noch Menschenwaffen. Immer hungrig, lebt er in ewigem Kriege mit der ganzen Thierwelt. Von Sinterindien, von den Ufern des Ganges und Indus, durch ganz Ostindien, vom Himalaja bis

zum Kaukasus, in Persien und China, auf Java, Sumatra, Borneo und Seilon ist er allenthalben zu Hause, und verbreitet Verderben und Tod um seine Wohnung, die er immer verändert. Er macht Straßen ungangbar, fällt in die Dörfer ein und raubt da Menschen und Hausthiere. Vor seinem Gebrülle erzittert selbst der mächtige Elefant, durch dessen Hülfe jedoch seine Jagd am wenigsten gefährlich wird. Nie ist er in Afrika gefunden worden, wo an seiner Statt der für den Menschen weniger gefährliche Leopard gefunden wird, von welchem die Sammlung ebenfalls ein schönes Exemplar enthält. Gleich dem Tiger wüthet im wärmern Amerika der schön gefleckte Jaguar; von Patagonien bis Mexiko verbreitet, ist er der Tyrann der Wälder, greift Menschen und Hausthiere an und besiegt leicht den unbewaffneten Menschen. Das schöne Exemplar unserer Sammlung ist ein Geschenk unsers Mitbürgers Herrn Blas in Rio-Janeiro.

Noch enthält derselbe Kasten andere kleinere Katzenarten aus verschiedenen Welttheilen, den Dzelot, den Jaguarundi und die brasilische Tigerkatze aus Amerika, die wilde Katze aus Europa, die Hauskatze und die angorische Katze, den Sumpfluchs aus Asien und die Stammrasse unserer Hauskatze aus Afrika.

Auch im folgenden Kasten stehen noch mehrere Katzen, ein Paar große Luchse aus unsern Alpen, wo diese Thiere noch immer vorhanden sind, der kanadische Luchs und der Puma oder amerikanische Löwe, der aber den Menschen nicht anfällt. Noch müssen wir auf den Jagdpanther aufmerksam machen, der leicht zähmbar ist und zur Jagd auf Antilopen gebraucht wird. Er steht neben dem Tiger.

Alle diese Katzen, groß oder klein, bunt gefleckt oder einfärbig, haben dasselbe Naturell; alle fressen in der Freiheit nichts, als Fleisch, oder nähren sich vom Blut; alle greifen nur aus dem Hinterhalte an und verfolgen nie, wie die Hunde, die fliehenden Thiere. Gesicht und Gehör sind ihre feinsten Sinne; der Geruch ist dagegen schwach. Ihre Klauen sind die furchtbaren Angriffswaffen, vermittelst deren sie auch die Bäume besteigen. Sie sind über die ganze Erde verbreitet; die großen Arten finden sich aber nur in den wärmern Theilen. Sie haben nie einen fixen Wohnsitz, sondern schweifen umher; wo sie aber Beute finden, haufen sie länger.

Ein folgender Kasten enthält die Thiere aus der Hundegattung, von welcher die Sammlung auch mehrere Repräsentanten hat. Man rechnet dazu den Haushund, den Wolf, die Arten der Schakale und Füchse. Wie die Katzen sind die Hunde über alle Theile der Erde verbreitet. Der Haushund ist, wie der Mensch, ein wahrer Weltbürger; wo der Mensch lebt, kann auch der Hund fortkommen, eine Eigenschaft, welche kein anderes Thier hat. Im höchsten Norden ist er das einzige Hausthier des Menschen, da selbst das Rennthier aus Mangel an Nahrung hier nicht mehr gehalten werden kann. Mit außerordentlich dichtem Pelze bedeckt, trogt er der furchtbarsten Kälte, und ist bei der sparsamsten Nahrung, aus

gefrorenen Fischabgängen bestehend, munter und stark genug, den Schlitten zu ziehen. Hier kommt er mit dem Eisbären in Berührung, während seine Kameraden mit dem Löwen und der Hyäne Afrika's, mit dem Tiger Asiens und dem Jaguar Amerika's zu kämpfen haben. Allenthalben ist er der kluge und treue Gefährte des Menschen, vertheidigt Haus und Hof gegen Räuber, beschützt die Heerden vor dem Wolfe und der Hyäne. Sicher leiten seine feinen Sinne den reisenden Eskimo durch Nebel und Schnee. Kommt er um, so dient der Pelz dem Herrn zur Kleidung, das Fleisch zur Speise. Mit außerordentlicher Schnelligkeit geht die Reise vor sich, und unermüdet werden weite Strecken zurückgelegt. Schlägt der Herr sein Belt auf, so lagern sich seine Hunde, wenn sie ihr elendes Mahl verzehrt haben, neben ihn und wärmen ihn mit ihrem in dichten Pelz gehüllten Körper. Im Sommer erhalten sie von dem Herrn nicht einmal Nahrung, sondern schweifen herum und fressen, was das Meer etwa an Fischen auswirft, oder was sie etwa an Thieren erhaschen können. Kommt der Winter, so kehren sie zu der Wohnung des Herrn zurück. Ohne den Hund wären diese nordischen Länder völlig unbewohnbar, und eben so die afrikanischen Wüstenränder. Auf zehn und mehr Stunden von allen Nachbarn entfernt, bewachen Schaaren von großen Hunden die Wohnung des Kolonisten und seine Heerden vor Räubern in menschlicher und thierischer Gestalt. Mit Muth, Stärke, Klugheit und den feinsten Sinnen begabt, ist der Hund zu jedem Dienste brauchbar; er entdeckt das Wild und bringt es seinem Herrn zum Schusse. Umsonst verbirgt sich die Schnepfe im dichten Gebüsch, oder das Rebhuhn auf dem Felde, der Hühnerhund spürt sie mit seiner feinen Nase doch auf. Der Hase mag noch so sehr sich verstecken, seine Fährte durch Umwege zu verbergen suchen, der Jagdhund findet ihn doch. Selbst der listige Fuchs ist vor dem Hunde, der doch seiner eigenen Gattung angehört, nicht sicher. Der Schäfer darf ruhig seine Heerde dem Schäferhund anvertrauen; dieser hält die Schafe beisammen, während sein Herr ruhig schläft; er läßt keines sich von der Heerde entfernen, und versteht jedes Wort, jeden Wink seines Herrn. Der Wolf, lüstern nach einem Schafe, wagt es nicht, sich der Heerde zu nähern, da der wachsame Hund seine Nähe bald riecht und die Gefahr dem Herrn anzeigt. Der erfahrene Schäfer läßt ihn aber den Wolf nicht verfolgen, da er weiß, daß nicht selten ein Paar Wölfe mit einander gemeine Sache machen, indem der eine sich der Heerde nähert und sich vom Hunde jagen läßt, während der andere die Entfernung benützt, sich ein Schäfchen holt, welches nachher beide mit einander theilen. Zur Menschenaufspürung kann der Hund auf mancherlei Weise angewendet werden; zur Auffindung Verirrter in Wäldern, oder ihrer Leichname, wenn sie verunglückten. Dazu werden bekanntlich die Hunde auf dem St. Bernhard und auf dem Simplon angewendet. In den Annalen der Menschheit verdient das Andenken Barry's, des berühmten Bernhardschundes, der allein über vierzig Menschenleben rettete und dessen Hülle im Museum zu Bern aufbewahrt wird, eine Stelle. Im umgekehrten Sinne jene Bluthunde, welche die Spanier einst auf die armen Ureinwoh-

ner Amerika's heften, um sie zu erwürgen, da diese Hunde, wenn sie sich einmal eingebissen haben, nicht mehr loslassen, so lange ihr Schlachtopfer lebt. Später und noch jetzt werden solche Hunde zur Auffuchung entlaufener Negerflaven, von Menschen, die sich Christen nennen, gebraucht. Die Natur hat aber jeder Hunderrasse eigene Triebe und Geschicklichkeiten gegeben; der Spiz, der Hirtenhund, die Dogge, der Mops taugen nicht zum Jagen, der Jagdhund nicht zum Bewachen des Hauses und der Heerden. Der Pudel läßt sich zu Allem abrichten, und eignet sich besonders als Apportirhund bei der Wasserjagd, um geschossenes Wild aus dem Wasser zu holen oder verlornes aufzusuchen. Der Neufundländer ist ein wahres Wasserthier, taucht unter und wird an Fahren oder an den Ufern der Flüsse und des Meeres gebraucht, um Menschen, welche ins Wasser fallen, zu retten oder schwimmende Gegenstände ans Ufer zu bringen. Der Windhund ereilt den Hasen im Laufe und bringt ihn seinem Herrn lebendig, kann ihn aber nicht auffuchen, sondern muß vom Jagdhunde unterstützt werden. Der Spiz ist der Hund des Fuhrmanns und der Freund der Pferde. Der krummbeinige Dachshund kann mit seinem langen und niedriggestellten Körper in die engen Höhlen der Füchse und Dachse einkriechen. Der Saufränger, eine dem Fleischerhunde verwandte Rasse, hängt sich dem wilden Schweine an die Ohren, so daß es dem Jäger nicht entkommen kann. Ähnliche Hunde benutzt man zum Auffinden des Löwen, des Tigers, des Jaguars, des Leoparden, aber nie einzeln, sondern in Meuten, da einzelne leicht von diesen großen Ragen getödtet würden, während mehrere sie beschäftigen, und so dem Jäger Zeit geben, sicher auf das Raubthier anzulegen, welches auch wohl vor den Hunden sich auf einen Baum flüchten muß und herabgeschossen werden kann. Denn das Sprüchwort, viele Hunde sind des Hasen Tod, läßt sich auch auf Löwen und Jaguare anwenden. Nicht selten findet man vor den Thüren afrikanischer Kolonisten am Morgen von den Hunden getödtete Hyänen, oder ihre Hunde gehen gemeinschaftlich auf die Jagd, erlegen eine Antilope, fressen sie aber nicht, sondern einer kehrt nach Hause und meldet seinem Herrn den Fang, den die andern in der Zwischenzeit vor Hyänen und Geiern bewachen, und dann mit den Eingeweiden vorlieb nehmen, welche ihnen der Herr überläßt, während er den Braten für sich behält. In Frankreich richtet man die Hunde ab, durch ein Tretrad den Bratspieß in der Küche oder den Blasbalg eines Schmiedes zu treiben, wo dann, wenn die Arbeit anhaltend ist, mehrere Hunde einander ablösen; jeder weiß die Zeit, welche ihm zu arbeiten obliegt, und stellt sich ordentlich ein, wird aber nie für den andern eintreten. Wie viele Menschen, welche von Räubern angefallen, vor Kälte oder durch Trunk in Ohnmacht fielen, oder sonst verunglückten, sind nicht schon durch treue Hunde gerettet worden, während freilich schon andere, aus mißverstandener Eifer, die Rettung erschwerten, da sie Niemand gestatten wollten, den Verunglückten zu berühren, als ihnen bekannte Personen. Doch von der Treue, dem Gedächtniß, der Klugheit der Hunde sind schon ganze Bücher geschrieben worden, und wir sprechen davon nur, um

eine Vergleichung zwischen den Eigenschaften eines andern Thieres aus der Hundegattung zu veranlassen, nämlich des Fuchses. Der Ursprung der verschiedenen Hunderassen ist unbekannt; man weiß nicht, wie viele es solche ursprüngliche Rassen gab. Man weiß aber, daß die Alten Hunderassen hatten, die wir nicht mehr kennen, und andere noch vorhandene wohl aussterben könnten. Es ist daher für die Naturgeschichte dieser Thiere nicht unwichtig, in Sammlungen die verschiedenen Hauptrassen aufzustellen, damit man sie leicht unterscheiden könne, da viele nicht häufig vorkommen. Wir besitzen bis jetzt nur einige, den Windhund, Hünerhund, den Bologneser und die dänische Dogge, werden uns aber bemühen, nach und nach auch die andern beizubringen.

Neben einem Wachtelhunde, in seinem Leben eines der treuesten Thiere, wie selbst sein ehrliches Gesicht noch jetzt zu bezeugen scheint, steht ein tüchtiger Wolf, dessen falscher Blick schon die böse Natur dieses Thieres anzeigt, welches zwar seit einem Jahrhunderte aus unserer unmittelbaren Nähe verschwunden ist, aber noch alljährlich die Kantone Bern, Basel, Waadt, Valais, Tessin und Bünden besucht, selten aber bedeutenden Schaden anrichtet, da man bald auf ihn Jagd macht. Häufig dagegen ist der Fuchs, dessen treues Bild das diesjährige Blatt gibt.

Der Fuchs ist ein Raubthier, dessen Arten in allen Gegenden der Erde sich vorfinden. Die Füchse sind zwar in Hinsicht ihrer Lebensart und ihres Zahnbaues wahre Hunde, unterscheiden sich aber von den Hunden, Wölfen und Schakalen durch einen spitzigern Kopf, niedrigere Beine, längern und viel dichter behaarten Schwanz und schlankern Körper. Der Pelz der Füchse ist schön, weich, dicht behaart und gibt ein warmes und geschätztes Pelzwerk. Dieses Pelzwerk ist um so schöner und gesuchter, je kälter das Klima ist, in welchem der Fuchs lebt. Die afrikanischen Füchse haben das schlechteste, die nordamerikanischen und nordasiatischen Füchse das beste und gesuchteste. Der schwarze amerikanische Fuchs liefert neben dem Seeotter und dem Zobel das theuerste Pelzwerk.

Unsere Sammlung besitzt den europäischen rothen oder gemeinen Fuchs und den sogenannten Kohlfuchs, welche beide unsere Tafel vorstellt, den nordamerikanischen rothen Fuchs, den Blaufuchs oder Isatis, der im Winter meistens ganz weiß wird, den bengalischen Fuchs und den brasilischen Fuchs.

Wenn der Hund unter den intelligenten Thieren neben den Elephanten und einigen Affen die oberste Stelle nach dem Menschen einnimmt, so steht ihm der Fuchs an Intelligenz, List und Verschlagenheit so wenig nach, daß seine List zum Sprichwort geworden ist, indem man bekanntlich einen listigen Menschen einen Fuchs nennt. Bei ältern und neuern Fabeldichtern spielt der Fuchs eine bedeutende Rolle. Im Königreiche des Löwen ist der Fuchs der Kanzler und wird zu diplomatischen Geschäften vorzüglich gebraucht. Ein ganzes, ziemlich großes, launisch-satirisches Gedicht heißt Reineke der Fuchs, und ist voll seiner listigen Gaunerstreiche,

bei welchen er aber immer den Ehrlichen und Unschuldigen zu spielen weiß. Jeder Jäger weiß vom Fuchse und seinen Listen noch jetzt viel Wahres zu erzählen, aber auch, wie man es den Jägern nachsagt, Manches zu erdichten. Da Füchse im ganzen Kanton häufig sind, und sich, so lange die Schanzen noch vorhanden waren, gar nicht selten dort aufhielten, so hat man Gelegenheit genug, diesen Gauner zu beobachten. Oft wird dem Marder ein Hühnerraub zugeschrieben, den der Fuchs verschuldet hat. Suchen wir das Wahre aus dem vielen Fabelhaften heraus, so wird noch genug übrig bleiben, wodurch der Fuchs sich als ein mit Intelligenz hoch gestelltes Thier darthun wird. Der Fuchs (*Canis vulpes*) hat in seinem Aeußern mit gewissen Hunderassen viele Aehnlichkeit, unterscheidet sich aber auf den ersten Blick durch den langen, runden, zottigen Schwanz (in der Jägersprache, welche Alles anders benennt, heißt der Schwanz Standarte, Stange, Ruthe, Lunte), den er im Gehen mit der Spitze auf dem Boden schleppt, im Laufen aber ausstreckt. Der Körper ist lang und schlank, die Beine kürzer, als bei ähnlichen Hunden. Der Kopf ist bei der Stirne glatt und läuft in eine lange Schnauze spizig aus. Die Ohren sind dreieckig, stehen aufrecht und sind oben zugespitzt. Die Nase ist wie beim Hunde vorstehend und der Geruch sehr fein. Die Augen liegen etwas schief, die Regenbogenhaut ist braun, der Stern bläulich. Sie funkeln im Dunkeln. Das Gebiß ist zwar in Hinsicht der Menge der Zähne wie beim Hunde; es besteht nämlich aus sechs Vorderzähnen, neben welchen oben und unten auf jeder Seite ein Eckzahn steht, welcher konisch, spizig, lang und sehr schlank ist; Backenzähne befinden sich auf jeder Seite oben sechs, unten sieben. Die langen Eckzähne sind die furchtbaren Waffen, mit welchen die Raubthiere ihren Raub fassen und tiefe Wunden machen können; die Vorderzähne und Backenzähne dienen nur zum Kauen. Der Kopf des Fuchses gleicht im Gebiß am meisten dem des Windhundes, aber die Eckzähne sind noch spiziger und die Stirne ist breiter und viel flacher. Das Gesicht des Fuchses zeigt recht den Ausdruck von List und Schalkheit, der ihm eigen ist. Die Länge eines starken Fuchses beträgt 2 Fuß, die Höhe 1 Fuß, die Schwanzlänge 1 Fuß 1 bis 2 Zoll.

Die Farbe des Kopfes, der Schultern und der Hälfte des Rückens ist rostfarbig oder braunroth mit gelbem Grunde; der übrige Theil ist etwas heller und die Seiten sind noch heller rothgelb, unter gewissem Lichte schön ins Goldrothe schimmernd; daher nennt man solche Füchse auch Goldfüchse. Die Schenkel sind außen wie die Seiten. Der untere Theil des Gesichts, der Hals, das Innere der Schenkel und der Bauch ist weiß; aber nur die Haarspitzen sind weiß, die Haarwurzeln grau. Die Vorderfüße haben vier, die hintern fünf Zehen, und alle vier Beine sind vorn schwarz. Die Ohren sind hinten schwarz, inwendig weiß. Der Schwanz hat die Farbe des Rückens, aber eine weiße Spitze. Je älter der Fuchs, desto mehr Graues mischt sich ein, aber desto weißer werden die untern Theile. Im Dezember und Januar ist die Behaarung am schönsten und der Pelz am meisten gesucht. Im Sommer dagegen ist er schlecht und hat keinen Werth.

Unter dem Schwanz hat der Fuchs Drüsen, welche eine unerträglich stinkende Feuchtigkeit absondern; auf dem Schwanz aber liegt eine andere kleine Drüse nahe an der Wurzel, welche eine nach Veilchen riechende Materie absondert, die die umstehenden Haare gelb färbt.

Neben dem Goldfuchs findet sich in unserer Gegend, zwar seltener, noch eine andere Art oder vielleicht nur Varietät des Fuchses, welche unsere Jäger Kohlfuchs nennen. Er ist kleiner, als der Goldfuchs, und auf unserer Tafel ebenfalls abgebildet. Gesicht, Scheitel Nacken und Seiten des Halses sind rothroth, Nacken, Rücken, Seiten und Oberschenkel auswendig fast eisengrau; die Grundwolle ist rothbraun, die längern Haare schwarz, die Spizen weißlich, die Schwanzwurzel rothroth, der übrige Schwanz wie der Körper, aber viel mehr schwarz, besonders unten, wo er ganz schwarz erscheint, weil alle längern Haare schwarz sind; Spitze weiß; Lippen, Kehle und der Hals bis zur Brust weiß, aber durch ein schwarzes Halsband, welches von der Schulter herkommt, getheilt; Unterhals und Brust aber rußschwarz, Hinterbauch weiß, alle vier Beine vorn schwarz, Hinterschenkel außen schwarzgrau; vorn aber vom Knie an läuft ein weißer Streif, der scharf vom schwarzen getrennt ist. Die Ohren sind auswendig schwarz, am Rande und inwendig weißgelb. Die Jungen des Goldfuchses sind einfarbig röthlichgrau, Füße schwarz, Schwanzspitze weiß.

Die Stimme des Fuchses hat einige Aehnlichkeit mit dem Klaffen einiger kleiner Hunderrassen. Er läßt sie besonders im Winter und bei Veränderungen des Wetters hören. Es ist daher allgemeiner Glaube auf unserm Lande, daß wenn die Füchse nach dem Neujahr stark bellen, so werde es noch recht kalt. Allein dieses öftere Bellen hat wenigstens noch einen andern Grund, als Vorempfindung der Kälte. Der Januar und Februar ist nämlich die Fortpflanzungszeit, und da billt der Fuchs, um sich der Füchsin bemerkbar zu machen.

Der Fuchs lebt eigentlich nicht im Freien und nicht in Gebüsch und Wäldern, obschon man ihn öfters da antrifft, sondern in Höhlen unter der Erde in sogenannten Fuchsbauen, die er entweder selbst gräbt oder andern Thieren, besonders Dächsen, abjagt. In unseren ehemaligen Schanzen mag er wohl öfters in den Kasematten gewohnt haben; darum gab es da immer Füchse. Nicht selten werden auch solche Baue in der Nähe von Bauernhöfen angelegt, wo es etwa Hühner oder andere Hausthiere zu erhaschen gibt. Ist der Fuchs genöthigt, sich selbst einen Bau anzulegen, so thut er es entweder in einem Gebüsch auf dem Felde, oder in einem Vorholze, oder am Abhange eines Hügels oder Berges. Am liebsten gräbt er sich unter Baumwurzeln ein, weil die Erde hier nicht nachfällt und das Nachgraben schwer ist. Ein solcher Bau hat oft 50 Fuß im Umfang und eine Tiefe von 5 bis 6 Fuß. Die äußere Oeffnung führt in eine geräumigere Höhlung, welche seine eigentliche Wohnung ausmacht, durch mehrere sich kreuzende Gänge. Irgendwo, meist nahe an der Wohnung, geht ein Gang fast gerade in die Höhe und öffnet sich in einem dichten Busche. Durch diesen flüchtet er bei Gefahr, wenn er Ausgraben befürchtet,

ins Freie, oder wenn er gejagt und verfolgt wird. Junge Füchse bauen zuweilen in ebenen Kornfeldern. Solche Baue nennt man Rothbaue.

Trifft der Fuchs eine Dachshöhle an, so sucht er den Dachs durch beständiges Recken zu vertreiben und richtet sich nun in der fremden Wohnung nach seiner Bequemlichkeit ein. Hat eine Füchsin Junge, so erweitert sie den Kessel oder die Kammer, worin sie mit den Jungen sich aufhält.

Der Fuchs genießt mancherlei aus dem Thier- und Pflanzenreich. Er frißt Eier, Milch, Käse, Honig, Enten, Gänse, Hühner, Hasen, Kaninchen, Ratten, Mäuse, Igel, Kagen und junge Lämmer. Die auf der Erde brütenden Vögel, Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner, Rebhühner, Wachteln, Lerchen entdeckt ihm sein Geruch; er beschleicht sie auf dem Neste und frißt Alte, Junge und Eier. Einen angeschossenen Hasen treibt er so lange herum, bis er ihm zu Theil wird. Sieht er einen Hasen kommen, so drückt er sich und sucht ihn zu erhaschen. Trächtige Häsinnen kennt er am schwerfälligen Gange, stellt ihnen besonders nach und überfällt sie. Auch die Jungen sind ihm ein Leckerbissen. Da, wo es wilde Kaninchen gibt, stellt er diesen gerne nach, und gräbt sich, nachdem er die Bewohner gefressen hat, in ihre Höhlen ein. Den Igel plagt er so lange, bis er seine Stachelkugel öffnet, wo er ihn dann schnell beim Kopf packt. Man sagt, er pisse ihn so lange an, daß er vor dem Gestank genöthigt werde, sich zu öffnen. Nur wenn er nichts anders hat, frißt er Ratten, Mäuse, Maulwürfe, Eidechsen, Schlangen und Frösche, sogar Heuschrecken und Käfer. Weintrauben liebt er sehr und nascht auch wohl abgefallenes Obst. Die Humelnester scharrt er aus und frißt den Honig, der sich darin findet.

Es ist begreiflich, daß ein solcher Räuber, der sich erfrecht, dem Jäger ins Handwerk zu greifen und Hasen und Hühner frißt, auch viele Feinde auf sich ladet. Daher sind die Füchse den Jägern sehr verhaßt, und wirklich ist der Schade in einem Lande, wo es ohnehin fast kein Wild mehr gibt, nicht unwichtig, und die Jagd auf Füchse sollte das ganze Jahr erlaubt sein; allein sie würde dann oft mißbraucht, da die Hasen so wenig geschont würden, als die Füchse. Der Fuchs ersetzt aber den Schaden doch auch in etwas, da er viele schädliche Thiere, wie Mäuse und Insekten, verzehrt. Dennoch ist es gut, wenn ihre Zahl möglichst vermindert wird, was aber nicht so leicht ist, da ein jeder Jäger weiß, daß die Fuchsjagd eben nicht immer gelingt. Bei seinen Räubereien sowohl als bei der Jagd zeigt sich seine Intelligenz. Zwar muß man nicht Alles glauben, was die Jäger von ihm erzählen. So ist es z. B. ein Märchen, daß er sich der Flöhe dadurch entledige, daß er einen Büschel dörres Gras oder Moos in den Mund nehme, dann rückwärts ins Wasser gehe, so tief, bis er nur noch die Schnauze aus dem Wasser strecke, wo dann die Flöhe alle sich auf das trockene Gras gezogen haben, welches er nun dem Wasser überlasse. Eben so wenig ist es wahr, daß er Krebse dadurch fange, daß er den Schwanz ins Wasser stecke, wo diese dann sich daran hän-

gen und herausgezogen würden. Seine Lebensart ist zwar meist nächtlich, aber an sichern Orten geht er auch am Tage auf Raub aus. Behutsam nähert er sich im Getreide oder hohen Grase den Bauernhöfen, wo er Hühner bemerkt hat, beschleicht eines und geht mit ihm schnell davon. Wie der Marder, raubt er nicht leicht in der Nähe seiner Wohnung, damit er diese nicht verrathe. Bei sogenannten Treibjagden, wie sie in Deutschland zuweilen gehalten werden, wo eine Menge Menschen durch Geräusch das Wild austreiben, horcht er sehr vorsichtig auf den Schall, und richtet sich aufs Genaueste darnach. Er hebt die Füße hoch und tritt ganz leise auf, immer den Kopf nach der Seite gerichtet, wo er die Treiber vermuthet. Es geschieht aber oft, daß er dann vergißt, auch nach der andern Seite zu schauen und so dem Jäger auf dem Anstand zum Schusse kommt. Wird er verfolgt, so läuft er nie gerade nach seinem Bau, damit er diesen nicht verrathe, sondern läßt sich weit jagen. Bei Schnee und Kälte, wenn er Hunger hat, sucht ihm der Jäger auf andere Art beizukommen. Man schleppt ein todtcs Thier, z. B. ein verrecktes Stück Vieh, nach einer gewissen Stelle im Walde, neben welcher man auf einem nahen Baume ein hölzernes Häuschen angebracht hat, wo der Jäger verborgen bleiben kann, aber beim Mondschein auf das todtc Käs sieht. Das Schleppen der todten Thiere geschieht, damit die Spur verstärkt werde, so den Fuchs, der sie wittert, anlocke und ihm den Weg zeige. Da man solche todte Thiere auch Luder nennt, so nennt man dieses Ludern. Das Häuschen auf dem Baume aber nennt man die Jägerkanzel. Der vom Hunger getriebene Fuchs geht nun der Fährte nach, welche ihn zum Luder führt. Den über ihm stehenden Menschen kann er weder riechen noch sehen. Er schleicht ganz still heran, geht aber nicht gleich zu, sondern macht einen weiten Kreis um das Käs, nähert sich nur nach und nach, macht verschiedene Sprünge links und rechts, und sieht zu, ob sich nichts bewege. Bleibt alles ruhig, so beißt er an und kann so vom Jäger geschossen werden. Oft geht er weg, kommt nach einiger Zeit wieder, und wenn noch Alles unverändert ist, so greift er erst zu. Kurz, er braucht so viel Vorsicht, daß der lauende Jäger lange Zeit bekommen kann, aber geduldig warten muß, wenn er nicht umsonst geharrt haben will.

Es ist auch nicht leicht, den Fuchs in Fallen zu fangen; er bewährt auch da seine List. Die Falle besteht in einem zuschnellenden Eisen, dessen Arme glatt auf der Erde und verborgen liegen. In der Mitte des Raumes wird an einer Zunge der Köder festgemacht. Will der Fuchs denselben wegnehmen, so schlagen die Arme zusammen und klemmen den Fuchs ein; trifft es ihn an einem Fuß, so frißt er sich oft denselben ab und geht auf drei Beinen davon. Bei Aufstellung des Eisens muß dasselbe mit dem reinsten Gänsefett geschmiert werden, und der Jäger muß Handschuh und Socken tragen, damit der Fuchs ihn nicht wittere. Hat sich zufällig ein anderes Thier gefangen, so geht der Fuchs ohne Furcht zu und frißt dasselbe. Die in den sogenannten Schneußen gefangenen Krametsvögel oder Schnepfen löst er geschickt aus und läßt dem Vogelfsteller das Nachsehen.

Beispiele sind nicht selten, wo ein angeschossener Fuchs sich todt stellt, und wenn der Jäger ihn aufnehmen will, davon läuft. Er hat ein zähes Leben und kann lange ohnmächtig sein und doch wieder erwachen. Ein hiesiger Jäger hatte einmal einen geschossenen Fuchs, den er für todt hielt, schon über die Ächseln gehängt, als dieser plötzlich erwachte und ihn tüchtig biß.

Alte Füchse sind nicht zu zähmen; sehr jung eingefangene aber können ganz zahm werden. Man hat Beispiele, daß sie mit ihren Herren auf die Jagd gingen und sogar apportiren lernten. Meistens aber lernen sie nur ihren Herren kennen und fürchten sich sehr vor andern Leuten. Der Schreiber dieses hatte mehrere Jahre einen solchen zahmen Fuchs, der ihm wie ein Hund nachfolgte, seinen Ruf kannte, ihn leckte und liebkoosete. Mehrere Male entkam er des Nachts von der Kette und blieb mehrere Tage weg. Er hatte dann seine Wohnung in den Rasematten aufgeschlagen, wo jetzt der botanische Garten ist. Sein Herr durfte nur hingehen und ihm rufen, er kam sogleich hervor und ließ sich heintragen. Da er so übel roch, so wollte er seiner los sein. Er nahm ihn mit sich in einen Wald, um ihn laufen zu lassen, allein er ging nicht. Da aber das Thier vorher immer angebunden war, so wurde es so müde, daß es nicht mehr fortkommen konnte und endlich zurück blieb. Raubthiere kann man nur durch Hunger zähmen, wenn sie ganz jung eingefangen werden. Dieser Fuchs war anfangs ungemein bissig und böse. Sein Herr ließ ihn einen Tag hungern, dann stellte er ihm Speise hin, und ging nicht eher weg, bis er in seiner Gegenwart fraß. Dieses einige Tage wiederholt, machte ihn ganz zahm; bald sprang er seinem Wohlthäter entgegen und wurde ihm ganz anhänglich. Nur Güte kann solche Thiere zähmen; Schläge nützen nichts und machen die Zähmung unmöglich.

Ogleich Hunde und Füchse so nahe verwandt sind, daß man sogar Bastarde von beiden erhalten hat, so sind sie doch gewöhnlich einander todtfeind. Der Hund fürchtet den Fuchs nicht, wohl aber der Fuchs den Hund. Die Hunde jagen daher sehr gerne auf Füchse; beide sind aber im schnellen Laufe und im Aushalten einander gleich, und ohne Verwundung holen die Hunde nicht leicht einen Fuchs ein, ausgenommen Windhunde. Zuweilen bemerkt man, daß männliche Hunde einer Füchsin nichts thun, sondern wenn sie eine solche eingeholt haben, alle Feindschaft vergessen und mit ihr freundlich sind; daher das Sprüchwort: er will den Fuchs nicht beißen.

Der Fuchs vermehrt sich stark. In der Mitte Aprils oder Anfangs Mai's wirft die Füchsin 3 bis 9 blinde Junge, nie unter drei. Die Jungen liegen im Bau auf dem weichsten Moose, auf welches noch die Mutter von ihrer eigenen Wolle sich ausgerauft hat. Der Vater hilft mit, die Jungen zu pflegen. Da sie nach vier Wochen schon andere Nahrung als Milch genießen, so schleppen ihnen die Alten lebende Mäuse oder Vögel zu, womit sie wie Kagen spielen. Vor dem Bau sonnen sich dann Vater und Mutter mit den Jungen und

spielen mit ihnen gemeinschaftlich auf die possirlichste Art. Dieses Spielen hat den Zweck, die Intelligenz der Jungen zu wecken und sie für ihre Lebensart abzurichten. Unsere Zeichnung stellt ein Paar Junge vor, wie sie in unserer Sammlung zu sehen sind. Die Mutter ist für die Jungen äußerst besorgt und trägt sie bei Gefahr sogleich in einen andern Bau. Im dritten Monat begleiten die Jungen die Alten, und treiben die lustigsten Sprünge nach Heuschrecken, oder schnellen gefangene Mäuse in die Luft und fangen sie wieder auf. Erst in zwei Jahren ist der Fuchs ganz erwachsen. Die Jungen trennen sich aber schon nach vier Monaten von den Alten und leben für sich.

Die Füchse würden sich allzu sehr vermehren, obschon der Jäger viele schießt oder ausgräbt und in Fallen fängt, wenn sie nicht vielen Krankheiten unterworfen wären, welche oft die Füchse ganzer Gegenden wegraffen. Eine davon ist die Räude, welche sie oft im Sommer befällt, wobei ihnen fast alle Haare ausfallen; mancher kommt dabei ums Leben. Eine andere Krankheit besteht in einer Art von epidemischem Fieber, wobei sich die Tollheit nicht selten, wie bei den Hunden, entwickelt. Ein solcher Fuchs verliert alle seine Intelligenz, fängt mit Hunden Bank an, geht auf Menschen und Thiere los und beißt sie. Oft kommen solche Füchse auf die Höfe oder in die Dörfer und lassen sich leicht todt schlagen. Kommt im Holze ein Fuchs auf einen Menschen zu, oder weicht ihm nicht aus, so hat man sich vor ihm in Acht zu nehmen. Der Biß ist eben so gefährlich, als der Biß wüthender Hunde; doch scheint die Krankheit nicht immer wahre Tollheit zu sein, da nicht immer jene schlimmen Folgen auf den Biß bemerkbar sind. Bei uns ist diese Krankheit schon oft bemerkt worden, und ganze Bezirke wurden von Füchsen entvölkert, welche aber bald wieder durch andere ersetzt wurden. Wenn aber Jemand von einem solchen Fuchse gebissen wird, so muß er sich auf der Stelle an einen Arzt wenden, um so eher, als bei dem scharfen Gebisse die Wunde oft tief geht. Gebissene Hunde müssen weggeschafft oder angeschlossen und lange beobachtet werden. Da man um diese Zeit auch zuweilen wüthende Ragen bemerkt hat, so muthmaßt man, es möchten solche von Füchsen gebissen worden sein, da es noch ungewiß ist, ob Ragen von selbst die Wuth bekommen.

Unser Fuchs wird in ganz Europa, dem nördlichsten Theil ausgenommen, auch in Asien und in Nordamerika angetroffen. Er ist aber nicht mit dem nordischen weißen Fuchs oder Fatis zu verwechseln, welcher auch in unserer Sammlung aufgestellt ist. Wir wollen über diesen auch noch einige Worte anführen.

Der weiße Fuchs heißt auch Blaufuchs, weil er im Sommergewand eine blaugraue Farbe hat und nur im Winter weiß wird. Nicht alle aber werden weiß, und man will auch im Winter graue angetroffen haben. Bei den Kürschnern ist der Blaufuchs ein beliebtes Pelzwerk. Dieser Fuchs geht so weit nach Norden, als der Mensch, und kann die größte Kälte aushalten. Er ist kleiner, als der gemeine Fuchs, aber eben so listig und dabei viel

frecher. Steller, ein Reisender, welcher, durch Schiffbruch an die nordische Beringinsel verslagen, daselbst einen ganzen Winter zubringen mußte, gibt uns davon eine sehr interessante Beschreibung. Die Füchse waren dort in unglaublicher Menge, drangen bei Tag und bei Nacht in die Wohnungen ein, welche die Schiffbrüchigen errichtet hatten, und trugen alles weg, was sie fortbringen konnten, selbst Dinge, welche ihnen unnütz waren, Messer, Stöcke, Kleider u. s. w. Sie wußten unbegreiflich künstlich schwere Steine von den Proviantfässern wegzuwälzen und daraus zu stehlen. Wurde etwas vergraben und mit Steinen beschwert, so halfen sie einander, diese wegzuwälzen und scharreten die Erde auf. Legte man etwas auf einen Pfahl, so untergruben sie denselben. Sie beobachteten das Betragen der Mannschaft. Wurde ein Thier ausgezogen, so suchten sie das Fleisch unter dem Messer wegzustehlen, so daß oft einer dabei erstochen wurde. Trafen sie einen Matrosen schlafend, so berochen sie ihn, und hielt er den Athem an und stellte sich todt, so wollten sie schon anbeißen. Die Biberfelle, auf welchen die Leute schliefen, rissen sie ihnen unter dem Leibe weg, und frisch getödtete Biber konnte man fast gar nicht vor ihnen bewahren. Man konnte nicht einmal seine Nothdurft ruhig verrichten; sie griffen sogleich an. Man hatte Mühe, sie von den Kranken abzuhalten; den Todten fraßen sie Finger und Beine weg, während man das Grab grub. Sie waren oft so hungrig, daß man ihnen mit der einen Hand ein Stück Fleisch vorhalten, mit der andern sie erschlagen konnte. Man war aber beständig mit ihnen im Krieg und tödtete ihnen eine solche Menge, daß man nicht einmal mehr ihre schönen Felle abziehen mochte. Da ein solcher Fuchs jährlich neun bis zehn Junge wirft, so darf ihre Menge nicht in Grastannen setzen, da das Land von Menschen nicht bewohnt ist.

Unter den Fellen, welche die Pelzhändler aus Norden beziehen, sei es aus Sibirien, Rußland oder Nordamerika, machen die Fuchspelze eine bedeutende Zahl aus; die weißen sind die wohlfeilsten, die schwarzen die theuersten.

Chemals glaubte man vom Fuchse einige wichtige Arzneimittel gebrauchen zu können; allein diese sind mit Recht gänzlich in Vergessenheit gerathen. So sollte das Fuchsfett das Seitenstechen heilen, gebrannte Fuchslunge die Schwindsucht kuriren u. s. w., Vorurtheile, welche wohl die Jäger, um davon Vortheile zu ziehen, verbreiteten und nährten. Möglich ist, daß man das Fuchsfett, welches einen eigenen Geruch hat, dazu verwenden kann, die Stämme junger Obstbäume zu bestreichen, um die Hasen abzuhalten, welche bei hohem Schnee gerne die Rinde derselben abschälen. Fuchsfleisch wird nur selten gegessen, da der üble Geruch jeden Appetit verdirbt. In den Hungerjahren 1816 und 1817 wurden aber viele Füchse gegessen und dem Jäger, nachdem er den Balg ausgezogen, unter der Hand weggenommen.

Der Balg ist der Hauptnutzen, den wir vom Fuchse ziehen, da er ein warmes, weiches Pelzwerk abgibt. Im Sommer gilt er wenig oder gar nichts, im Dezember bis Februar zwei bis drei Gulden.

Der Fuchs, wie alle Hundearten, greift seinen Raub immer offen an und sucht das Thier durch Lagen zu ermüden; er jagt daher den Hasen, wie der Hund, bis er ihn einholen kann. Findet er ihn aber im Lager, so überfällt er ihn. Beim Aufsuchen ist der Geruch sein Leiter. Die Lebensart der Hundearten ist daher der der Katzen entgegengesetzt. Die Kage überfällt nur aus dem Hinterhalt, der Hund greift offen an.
